Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 161. Bromberg, den 17. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(5. Fortsetzung.)

Friede war, begleitet von Sennor Potosi, nach Berlin zurückgekehrt. Es war ihr mühsam gelungen, Potosi abzuhalten, sie in ihr Heim zu begleiten.

„Nein, nein, Sennor, ich muß meine gute alte Erzieherin erst auf meine Weltreise vorbereiten. Wenn Sie ihr gleich mit Ihrem ganzen Temperament ins Haus fallen, das tut nicht gut.“

Potosi hatte sich nur ungern von Friede getrennt. Er konnte es noch immer nicht glauben, daß er sie so weit hatte, daß sie mit hinüberkommen wollte. Am liebsten hätte er sie an eine Leine gebunden, damit sie ja nicht wieder ausbräche. Aber ihr Wunsch war ihm als Galantnomo Befehl. Außerdem hatte er alle Hände voll zu tun, um Friedes und seine Abreise richtig vorzubereiten.

Wenn Friede aber geglaubt hatte, Telse langsam an ihre Mexikoreise gewöhnen zu können, so hatte sie sich geirrt. Denn Spatz hatte es natürlich nicht ausgehalten. Kaum kam er mit Friedes Koffer zur Tür herein, da schrie er schon:

„Fräulein Telse, Fräulein Telse, wissen Sie wat? Wir jehn bei die Indianers.“

„Dummer Snak.“ Telse stand in der Tür und schaute nach Friede aus. „Ich begreife von all dem gar nichts. Nur daß du brüllst wie ein Indianer! Was sind das für Manieren? Los, den Koffer in das Zimmer des gnädigen Fräuleins. Du scheinst vor lauter Freude über den Sieg in Dortmund den Verstand verloren zu haben.“

Murrend zog Spatz ab:

„Sie werden ja sehn, ob wir bei die Indianers gehen“, triumphierte er, aber leise, denn er wußte, Fräulein Telses Hand konnte leicht ausrutschen. Im Kreise seiner Kameraden fühlte er sich höchst mannbar, aber vor Telse immer noch als der kleine Hütejunge von Wurlitzerode.“

„Was hat denn der Spatz da für Blödsinn geredet?“ fragte Telse, als Friede gebadet und umgekleidet zu ihr auf die Veranda zum Kaffee kam.

„Was für Blödsinn?“ Friede machte sich auffällig lange mit ihrem Napfkuchen zu schaffen.

„Er erzählt, ihr geht zu den Indianern. Was meint er denn damit?“

Jetzt blieb Friede nichts anderes übrig, sie mußte Telse die Wahrheit sagen. Die sah Friede ganz entsetzt an.

„Das ist doch nicht dein Ernst, Kind?“

Friede nickte. Telse schlug die Hände zusammen:

„Du lieber Gott, ich habe gedacht, es reicht schon, wenn du in Europa in der Weltgeschichte herumkutschierst, und jetzt bis nach Mexiko? Wenn das nur gut geht, Kind. Kennst weder die Verhältnisse drüben noch hast du Freunde. Und wenn sich dieser Mexikaner in seiner Heimat plötzlich anders entpuppt?“

„Das halte ich für ganz unmöglich, Telse, soviel Menschenkenntnis darfst du mir zutrauen. Don Potosi ist ein Ehrenmann. Mexiko ist ja schließlich auch keine Wildnis. Wir haben dort einen deutschen Gesandten, einen Generalkonsul und eine deutsche Kolonie. Weder Spatz, noch mir, noch Fanfare wird etwas passieren.“

„Abenteuerlich ist und bleibt es“, beharrte Telse. „Was sagt denn Wulff dazu? Du hast doch in Dortmund mit ihm gesprochen? Ist er schon zurück? Komisch, daß er sich nicht meldet — und Peter Ott auch nicht.“

Friedes Augen wurden hart:

„Telse, wenn du mich lieb hast, erwähnst du die beiden nicht. Meine Reise geht nur mich an. Nicht Wulff, und Peter Ott schon lange nicht. „Laß mich nur ruhig zu „die Indianers“, wie Spatz sagt. Ängstige dich nicht. Paß mal auf, wie schnell die Zeit vergeht. Ein-zwei-drei bin ich wieder zurück und so reich, daß alle Not ein Ende hat.“

Telse schwieg. Was sollte man mit Friede machen? Sie hatte nun einmal den Stettenschen Eisenkopf, und bange machen ließ sie sich auch nicht. Man mußte sie gewähren lassen, obwohl in den nächsten Tagen vieles kam, was Telse nicht recht einging. Da waren vor allen Dingen die vielen Anschaffungen, für die Friede beinahe die letzten Spargroschen von der Bank holte. Aber Friede hatte vielleicht recht: als Repräsentantin des deutschen Sports mußte sie in Mexiko richtig auftreten.

„Das alles ist ja nichts gegen das, was ich verdienen werde“, beruhigte sie Telse. Ein fieberhafter Tätigkeitsdrang war über Friede gekommen. Sie war geradezu glücklich, daß sie kaum noch Zeit hatte, nachzudenken, bis sie sich mit Fanfare und Spatz in Hamburg einschiffte. Senor Potosi, der selbst Pferdekenner war, hatte mit der Hapag bereits alles Nötige besprochen. Für Fanfares Wohlergehen an Bord war vollkommen gesorgt worden. Auf Kosten des „Mexikanischen Turnierverbandes“, der in Wirklichkeit nur aus Senor Luis Potosi bestand, war für den kostbaren Hengst ein besonders luftiger Stall auf einem der Mexikodampfer angelegt worden. Daneben befand sich eine bequeme Kabine für Spatz. So konnte Spatz seinen Abgott auch nachts unter Kontrolle halten. Futterrationen, die Fanfare eine Reise um die Welt gestattet haben würden, sollten mit dem Tier zusammen an Bord geschafft werden. Für Friede aber war die beste Kabine des A-Decks belegt. Potosi, taktvoll genug, wollte auf dem B-Deck wohnen.

Jeden Weg, der die Ausreise betraf, nahm ihr der kleine Mexikaner ab.

„Verblüffend, wieviel Interesse die Behörden Ihrem Besuch in meiner Heimat entgegenbringen, Senorita, versicherte er Friede ein über das andere Mal. „Aber Sie werden es sehen, werden es erleben, Senorita. In Mexiko wird man sie im Triumph durch die Straßen tragen, nachdem man Sie reiten sah.“

Telse war Senor Potosi gegenüber recht mißtrauisch. Und selbst die leidenschaftliche Versicherung, daß er die Senorita Friede wie seinen Augapfel betreuen würde, machte sie nicht freundlicher.

Nun war der letzte Abend in Deutschland gekommen. Senor Potosi hätte ihn am liebsten zu einem großen Abschiedsfest gestaltet, zu dem er alles, was Friede kannte, und was er selbst kannte, hätte einladen mögen. Friede aber hatte abgelehnt. Sie war es Telse schuldig, den letzten Abend mit ihr zu verbringen. Auch sehnte sie sich selbst nach Ruhe.

Es war ein milder Sommerabend. Die Sterne standen über dem Balkon wie damals, als Peter Ott die beiden Frauen besucht hatte. Heute waren sie allein. In der Wohnung war es ganz still. Spatz feierte Abschied mit seinen Freunden drüben in der Reitschule. Telse hatte den Tisch wie zu einem Fest gedeckt. Das beste Geschirr, die kostbarsten Bestecke aus Stettenschem Familienbesitz prangten darauf. In feingeschliffenen Kristallschalen leuchteten Friedes Lieblingsfrüchte, goldgelbe Aprikosen, auf, und die beiden Römer, die Friede zur Feier dieses Abschieds auf die winzige Tafes gestellt hatten, schimmerten zartgrün. Aber die richtige, warme Abschiedsstimmung wollte nicht kommen. Friede war von einer nervösen Unruhe. Es war, als wollte sie nicht denken, daß dies heute der letzte Abend war. Außerdem, zuviel letzte Anweisungen waren noch zu treffen, zuviel mußte noch miteinander besprochen werden.

„Die Wohnung behalten wir also", entschied Friede. „Und von der Bank wirst du dir für den nächsten Monat noch etwas abholen können, Telse. Dann werde ich dir regelmäßig von drüben Geld schicken. Du sollst keine Sorgen haben. Und versprich mir das eine, daß du niemals Wulff um irgend etwas um Rat fragst oder ihn finanziell in Anspruch nimmst. Lieber möchte ich, daß du das letzte Stück meiner Sachen hier verkaufst, anstatt daß du dich an Wulff wendest! Das mußt du mir versprechen, Telse."

„Aber Kind, warum denn so aufgeregt? Dieser Fall wird ja nicht eintreten. Was hast du übrigens gegen Wulff? Er ist doch dein leiblicher Vetter und du —".

„Und ich will nicht noch mehr bei Wulff in Schulden kommen", erwiderte Friede hart. „Ich werde erst dann glücklich sein, wenn ich ihm den letzten Pfennig zurückgegeben habe. Dies ist mein Grund, Telse, weswegen ich hinübergehe. Habe ich dein Wort — ja oder nein?"

Telse war ärgerlich. Dieser Dickkopf Friedes war wirklich schrecklich. Sie hatte keine Ahnung, was sich zwischen Wulff und Friede begeben hatte, aber daß diese 2000 Mark Friede so furchtbar drückten, das war ja nun übertrieben. Für Wulff von Legien waren 2000 Mark nicht mehr als für Friede vielleicht 20 Mark. Wie konnte man sich deswegen nur so haben? Aber sie wollte den letzten Abend mit ihrem geliebten Pflegekind nicht in einem Mißklang enden lassen. Und so gab sie ihr das Versprechen.

●

6. Kapitel.

„Schafskopf", sagte Wulff von Legien mit Überzeugung. Aber diese wohlwollende Benennung galt nicht irgend einem anderen Menschen. Er stand vor dem Spiegel mit einem verärgerten Gesicht und schleuderte seinem eigenen Spiegelbild noch einmal ein energisches „Schafskopf" entgegen. Es war seine Methode von Kindheit auf, schwierige Lagen, in die er sich selbst gebracht hatte, auf diese Weise zu erleichtern. Aber heute waren es gleich zwei schwierige Angelegenheiten auf einmal.

Zunächst der Abschied von Friede. Sie reiste tatsächlich mit diesem exotischen Don Juan nach Mexiko. Sollte er sich persönlich von ihr an der Bahn verabschieden oder nicht? Seit ihrem Zerwürfnis nach ihrem Fest bei dem Turnier hatte er sich nicht mehr hören und sehen lassen. Er war ehrlich wütend auf Friede gewesen. Das hätte er nicht verdient, so von ihr beleidigt zu werden. Herrgott, begriff denn das Mädel nicht, daß es nicht nur seine eifersüchtige Liebe war, sondern auch seine ehrliche Sorge um sie? Wenn ihr etwas geschah, es war nicht auszudenken. Sie glaubte, sie käme mit ihrer Sicherheit und ihrem Dickschädel überall durch. Aber es gab Situationen, in denen ein Mädel eben nicht allein fertig wurde. Wütend war er fortgefahren, um sich in Osnabrück mit Peter Ott zu treffen, aber Peter Ott hatte ihm abgeschrieben und war jetzt, als Wulff nach Berlin gekommen war, bereits auf und davon. Geradezu mystisch klang der Brief: „Ich muß etwas vergessen, was mich jahrelang schon gequält hat und mich von Mexiko fortgetrieben hat". Sollte Peter Ott doch mit dem Herzen in Mexiko hängengeblieben sein? Vielleicht bei dieser kleinen Conchita? Wulff versuchte, sich diese Conchita vorzustellen. Sicher hatte sie Glutaugen, schwarzes Gelock, den Kamm im hochfrisierten Haar. Eine rote Blume hinter dem Ohr und ein seidenes Umschlagetuch. Irgend so eine Zigarettenplakatschönheit, wie sie da unten wohl zu 13 auf ein Dutzend gingen. Armer Peter, auch unglücklich verliebt? Aber wenigstens kam ihm Peter dann bei Friede nicht ins Gehege. „Rhinozeros", sagte Wulff plötzlich noch energischer. Selbst wenn Peter ihm bei Friede im Wege gestanden hätte, das alles war ja jetzt gleichgültig. Friede hatte ihm unzweideutig erklärt, daß sie sich nichts aus ihm mache, daß er kein Recht hatte, sich weiter um sie zu kümmern. Warum wurden plötzlich alle Menschen, die er lieb hatte, so rabiat und aufsässig? Aber nachgelaufen war er noch keinem Menschen. Reisende Leute soll man nicht aufhalten.

Der einzig wahrhaft Glückliche war an diesem Morgen Don Potosi. In einem Abteil erster Klasse saß er Friede gegenüber. Sowie sie aus dem Fenster schaute, sah er sie geradezu verzückt an. Friede saß still, eng in ihren braunen Reisemantel gewickelt. Die Morgenluft war schon ein wenig herbstlich. Die Sonne hatte noch nicht ihre wirkliche Kraft. Don Potosi konstatierte bei sich, daß Friede bezaubernd aussah, nur sehr, sehr ernst. Der Abschied von Telse war ihr schwer geworden wie noch nie. Als Telses Gesicht mehr und mehr in dem Braungold des Herbstdämmerns zurückblieb, verschwand sie schleunigst in ihrem Abteil.

Niemand sollte sehen, daß sie weinte.

Don Potosi war mit verlegenem Gesicht schnell auf den Gang gegangen. Er schaute zum Fenster hinaus, als gäbe es nichts Interessanteres als die Schienen, Weichen und Rangierzüge um den Lehrter Bahnhof herum. Er wollte Friede Zeit geben, sich zu fassen.

Was tu ich bloß, damit sie wieder fröhlich wird? dachte er. Ob es das richtige sein wird, wenn ich mit ihr etwas über diese alte Dame plaudere? Und wirklich trat ein warmes Leuchten in Friedes verweinte Augen, als er das Abteil wieder betrat, ihr Zigaretten und Feuer anbot und sie teilnehmend fragte:

„Sie hängen wohl sehr an ihrer alten Freundin, Senorita von Stetten?"

„Sehr", nickte Friede. „Sie ist der einzige Mensch auf der Welt, der mir von meinen Lieben noch geblieben ist."

Potosi sah sehr erstaunt aus. Es war beinahe, als atme er erleichtert auf.

„Und Don Wulff von Legien, ist er kein Blutsverwandter von Ihnen?

Man hat mir doch erzählt, der schöne junge Mensch sei Ihr Vetter?"

„Ist er auch", Friede sagte es sehr kurz. Der ganze Ärger über Wulffs Schulmeisterei wallte wieder in ihr auf.

Senor Potosi beobachtete Friede unmerklich. Wie kurz hatte sie seine Frage beantwortet. Sie war nicht einfach zu nehmen. Sie hatte ihren Kopf für sich. Wie würde es erst drüben werden? Er mußte Friede von Stetten gewinnen. Ganz gleich, wie schwer es würde und wie Donna Victoria sich dazu stellen würde.

●

Friedes Ankunft an Bord des großen Überseedampfers war geradezu eine Sensation. Sehr gegen ihren Wunsch und Willen hatte Spatz offenbar mit Don Potosi die Reklametrommel kräftig für sie gerührt. Jeder Mensch wußte, wer das schöne junge Mädchen war, das jetzt an der Landungsbrücke stand und die Einschiffung des edlen Rennpferdes sorgsam beobachtete. Ein dichtes Menschengedränge war sofort um Friede, Fanfare und Spatz herum. Nur der Energie Potosis gelang es, ihr freien Weg zu schaffen.

„Was wollen eigentlich all diese Menschen von mir?" fragte sie ärgerlich.

„Sie feiern, Sennorita!"

„Blödsinn", erklärte Friede, „was ist denn da zu feiern? Da hat Spatz wieder einmal etwas Schönes angerichtet."

Aber Spatz hatte noch mehr angestellt. Ohne Friedes Erlaubnis einzuholen, hatte er von Fanfares Stallbox in der Deutschen Reitschule die großen Plaketten entfernt, die in goldener Schrift auf blauem Grunde anzeigten, wann und wo der berühmte Warmblüter Sieger geworden war. Jedesmal, wenn er den alten eine solche neue Metallplakette zufügen konnte, platzte Spatz beinahe vor Stolz. Diese Plaketten hatte er in aller Eile an den Schiffsstall für Fanfare angebracht. Und als Friede nun endlich Fanfare glücklich an Bord hatte und kontrollieren wollte, wie sie untergebracht war, mußte sie beinahe Spießruten laufen. Jeder wollte die berühmte Turniermeisterin sehen

Als Fanfare Friedes Stimme hörte, wieherte sie fröhlich auf. Sie schnupperte nach der Zuckerration, die sie ständig für sie in Bereitschaft hatte, aber Spatz fiel Friede beinahe entsetzt in den Arm:

„Ne, det lassen Se man lieber sein, gnädiges Fräulein, sonst verfrißt sich Fanfare noch gründlich. Alles, was auch nur 'nen Roman abkommen konnte, war schon bei uns, um Fanfare seinen Kratzfuß zu machen. Kieken Se mal, gnädiges Fräulein, was hier liegt."

Friede lachte laut auf. In einer Ecke des geräumigen Stalles häuften sich Zuckerstücke und Mohrrüben zu einem förmlichen Berg zusammen.

„Schade, daß wa nich, wie früher, wo wa mit Ametyst arbeteten, noch nen Führpferd bei uns haben, um den Segen alle zu machen. Im übrigen, wat ick noch zu sagen hätte, gnädiges Fräulein, die Verpflegung scheint prima zu sein. Soviel hab ick schon ausbaldowert. „Junge, siehst ja aus, wie nen jerupptet Huhn, det uffjepeppelt werden muß", hat der Schtuart, oder wie det Dings heest, zu mir jesacht. Und wie ick ihm erklärt habe, det ick im Begriff bin, Jockey zu werden und so dünn sein müßte, hat er den Kopp jeschüttelt und jemurmelt: „Wat so abjemagertet Stückchen Junge woll jroß leisten kann! Den werd ich mal richtig raumästen."

„Wohl bekomm's."

Friede mußte wieder laut auflachen, aber plötzlich fuhr sie zusammen. Die lauten Rufe, die zuerst das Schiff erfüllt hatten, waren plötzlich verstummt. Ketten rasselten, und der Riesendampfer machte leise schlingernde Bewegungen. Von ferne tönte gedämpfte Musik. Sie kam aus dem tieferliegenden Deck.

(Fortsetzung folgt.)

Der steinige Acker.

Skizze von Inge Stramm.

Als Martin Burjahn die Marie Ellerkamp heiratete, wußte er, warum er es tat. Sie brachte gutes Geld mit in die Ehe, viele Stück Vieh und etliche Morgen Ackerland. Die Marie Ellerkamp aber hatte den Martin nur einfach lieb wie das so manchmal den Mädchen geht. Sie war jung, die Hübschefte auf dem Tanzboden und des reichen Bauern Ellerkamps Tochter. Aber sie verguckte sich ausgerechnet in den Martin Burjahn, dessen Wirtschaft sehr im argen lag und der lange nicht der schmuckste Bursch im Dorfe war. Er hatte eine verhaltene, fast störrische Art, sich zu geben, und ihr Herz mußte sie ihm nahe hinhalten, ehe er es sah. Aber vielleicht gefiel ihr gerade das.

Es wurde ihr recht schwer gemacht, den Martin zu heiraten. Der Vater war dagegen, die Brüder, fast alle im Dorfe. Nur die Mutter hatte im Abenddämmern einmal still gebückt am Fenster gesessen, die verarbeiteten Hände um das alte, schwarze Gottesbuch gekrampft, das da immer auf der Fensterbank lag. „Hör du auf dein Herz, Kind! Ich habe es nicht getan, bin nicht demütig genug gewesen. Sie haben alle gesagt, ich würde den Hannes, der nicht halb soviel hatte wie dein Vater, rasch vergessen. Er ist in die Stadt gegangen. Ich habe nie wieder von ihm gehört. Ich bin mit deinem Vater glücklich geworden ..., ja, gewiß, sehr glücklich. Warum auch nicht! Aber vergessen habe ich den Hannes nie. Es nagt mir heute noch am Herzen. Tu, was du mußt, Kind! Ich kann dir nicht raten. Seinem Herzen kann keiner befehlen!" So flüsterte die Mutter. Und so kam es, daß die Marie den Martin geheiratet hatte.

Aber es stand kein guter Stern zu Anfang über der Ehe. Schon nach einem halben Jahr gab es da die Sache mit dem Trauring. An allem war der steinige Acker schuld.

Unter dem Land, das die Marie mit in die Ehe gebracht hatte, lag ein schmaler Streifen brach, voller Steine und Kraut. Er grenzte gerade an den Besitz eines der Jungbauern, des Michels, der auch auf die Marie gehofft hatte und immer höhnisch über den Martin Burjahn hergezogen war.

Solange der Michel pflügte und eggte und säte, rührte der Martin keine Hand auf seinem Stück Erde dort. Die Marie wunderte es. Man konnte die Steine doch abfahren. Sie hätte sie noch gut für ihren Steingarten gebrauchen können, den sie sich mit viel Liebe in einem sonnigen Winkel hinter dem Haus angelegt hatte. Der Martin aber fand den Steingarten ganz und gar überflüssig. Sie solle hier die vornehme Art, die sie zu Hause gelernt, schleunigst vergessen. Sie wären einfache Bauern, und in den Garten gehörten Kohl, Rüben, Bohnen und Petersilie. Marie aber hatte sogar an eine Laube gedacht, in der sie Sonntags Kaffee trinken könnten. Als sie damit herauskam, schlug der Martin mit der Faust auf den Tisch. Er wäre hier der Herr, und er dulde solche Verschwendung nicht, und wenn sie auch dreimal das Geld mit eingebracht hätte. Diese Antwort würde sie ihm ja doch jetzt gleich an den Kopf werfen ...

Aber die Marie war nicht so, daß sie jemals auf ihr Geld pochte. Sie ging still in die Kammer und weinte. Am Abend saß sie sehr blaß am Tisch, sie aßen beide schweigend. Als Martin sich seine Pfeife anzündete fragte er, wo denn die Laube stehen solle. Schwere, zögernde Worte waren es, aber sie weckten ein Lächeln um Maries Mund, und alles wurde noch einmal gut.

Aber über den steinigen Acker ließ Martin nicht mit sich reden. Da könnten im nächsten Jahr die Ziegen weiden, für anderes taugte der Boden ja doch nicht, murmelte er nur einmal vor sich hin.

Als aber die Wintersaat auf Michels Acker schon grüne Spitzen hatte, fuhr Martin eines trüben, stürmischen Tages auf sein Grenzland. Und die Steine, die hob er alle mit eigenen Fäusten aus der Erde und schleuderte sie hinüber auf Michels Acker, daß an vielen Stellen die junge Saat darunter zerstört wurde. Dies war seine Rache an dem Michel, ein Augenblick, den er lange herbeigesehnt hatte.

Eine häßliche Tat! Und da er heimfuhr und daran dachte, was nun Marie sagen würde, war ihm nicht ganz wohl zu Mute ... Der Schweiß stand im auf der Stirn. Er hob die Hand, ihn zu trocknen. Als er sie aber in Augenhöhe hielt, starrte er darauf wie auf ein Wunder. Sie war braun, mit schwarzen, brüchigen Nägeln, aber am vierten Finger dieser rechten Hand lag ein schmaler, heller Streifen nackter Haut, sonst nichts. Und da hatte der Trauring gesessen, den Martin seit der Heirat nie mehr abgezogen. Er mußte ihn auf dem steinigen Acker verloren haben.

Martin wendete sofort die Pferde, jagte sie mit Peitschenhieb den Weg wieder zurück. Und begann zu suchen. Erst auf seinem Lande. Dann aber blieb ihm nichts übrig, als jeden Stein auf dem Acker des andern noch einmal aufzuheben. Dabei zerstampfte und zerwühlte er dort den ganzen Boden mit der jungen Saat. Bei Dunkelheit erst kam er heim. Seine Frau, die unruhig am Tor stand und die Arme um ihn legen wollte, stieß er hart zurück. Den Ring hatte er nicht gefunden.

Eine böse Geschichte mit dem Acker! Martin Burjahn wurde vom ganzen Dorf geächtet. Was er getan, durfte kein Bauer tun. Das war Vergehen an der Erde.

Auch der Verlust des Ringes ließ sich nicht verschweigen. Ein Gottesgericht! flüsterten sie im Dorf. Mariens Vater forderte die Tochter auf, zurückzukommen, oder sie würde mit ausgestoßen sein aus der Gemeinschaft, wenn der Ring sich nicht fand.

Aber Marie blieb bei ihrem Manne. Er war grob und hart zu ihr. Ihr erstes Kind trug sie mit vielen Tränen. Oft ging sie auf den Acker hinaus, auf den sie mit eigenen Händen die Steine zurückgetragen, heimlich an einem Abend. Denn der Martin hatte fluchend geschworen, keine Hand mehr an den Acker zu rühren, nachdem sie noch mehrmals vergeblich nach dem Ring gesucht. Marie gab das Suchen nicht auf.

Im Frühling kam Marie nieder. Das Kind starb wenige Stunden nach der Geburt. Martin Burjahn stand dabei, und sein Gesicht, das so seltsam aufgeleuchtet hatte, als man ihm den Sohn gebracht, wurde ganz grau wie Asche. Die Marie aber flüsterte:

„Nun habe ich nichts mehr auf der Welt!" Dann drehte sie sich zur Wand. Martin taumelte aus der Stube.

Erst spät in der Nacht kam er heim. Marie sprach im Fieber. Von den Steinen sprach sie, die Martin alle nach ihr schleuderte. „Hör doch auf!" wimmerte sie. „Nimm sie doch fort! Sonst muß ich sterben."

„Ich habe geschworen, den verfluchten Acker nicht mehr zu betreten, Marie."

„Es war ein Schwur gegen Gott."

Martin stöhnte. In dieser Nacht bekam sein Haar eine graue Strähne. Am Abend des nächsten Tages erzählten sie im Dorfe, daß der Grenzacker des Martin Burjan gepflügt sei. Die Steine wären alle fort. Am übernächsten Tage hatte jemand den Martin selbst eggen sehen

Aber das sah niemand: Kam da der Martin am Abend vom Eggen nach Haus, gebückt wie ein alter Mann nach diesem schweren Opfergang um Maries willen. Denn wie sehr er sie liebte, das erkannte er erst vollends in diesen schwersten Tagen seines Lebens.

Nachdem er das Pferd abgeschirrt hatte, fiel ihm in der Abendsonne an der Egge etwas Blinkendes auf. Er tastete hin, seine Hände begannen zu zittern . . . Es war ein goldener Ring, sein Trauring.

Wie er damit in die Kammer zu der Marie kam, wußte er selber kaum. Aufs Bett der Kranken legte er den Ring. In die Knie fiel er und weinte wie ein Knabe.

Die Marie aber war ganz klar. Sagen konnte sie nicht viel. Seinen Kopf streichelte sie, der da eine graue Strähne an der Schläfe hatte.

„Daß du mich so liebst, habe ich ja gar nicht gewußt. Darum lohnt es sich, noch einmal zu leben, so Gott will!"

Und Gott wollte, daß die Marie noch einmal gesund wurde — und daß sie noch glücklich wurde mit ihrem Martin viel glücklicher, als alle im Dorf es je geahnt hätten.



Bunte Chronik



Puverisiertes Hirschgeweih — Haarwuchs- und Verjüngungsmittel.

Wenn man die Geweihsprossen der Elen-Hirsche zu Pulver zerreibt, so gewinnt man darin nach den neuesten Forschungsergebnissen eines japanischen Gelehrten nicht nur ein unfehlbares Haarwuchsmittel, sondern zugleich ein Präparat, das aller Wahrscheinlichkeit nach einmal als Verjüngungselixier eine bedeutende Zukunft haben wird. Auf einer Tagung der Amerikanischen Vereinigung für wissenschaftlichen Fortschritt hielt unlängst der Japaner Dr. Joseph G. Yoshioka einen interessanten Vortrag über seine neuen Versuche der Hormongewinnung. Der Japaner hat festgestellt, daß die Geweihe der Elen-Hirsche und bestimmter Elcharten gewisse Hormone enthalten, die ganz besonders den Haarwuchs anregen. Dr. Yoshioka glaubt, daß die gleichen Hormone auch die Lebenskraft stark beeinflussen. Seine ersten Versuche, die er an Affen durchführte, waren außerordentlich erfolgreich. Ausgesprochene Kahlheit, die sich bei Affen meist auf der Brust auswirkt, wurde mit Hilfe des Geweih-Pulvers behoben, auch hinsichtlich der Verjüngungsversuche wurden bei den Affen bedeutende Erfolge erreicht. Der Japaner hat zunächst versucht, das Präparat als Haarwuchsmittel auch bei einigen kahlköpfigen Menschen anzuwenden, und will damit ebenfalls gute Erfolge gehabt haben. Er glaubt, daß man in dem neuen Präparat für die Zukunft ein unbedingt wirksames Mittel gegen die Kahlköpfigkeit in Händen hat. Wie weit sich das Mittel auch bei Menschen zu Verjüngungszwecken anwenden läßt, muß allerdings erst die Zukunft zeigen.

*

Kochsalzlösung gegen Wespenstiche.

Wenngleich die Gefahr, von einer Wespe gestochen zu werden, im allgemeinen nicht allzugroß ist — es sei denn, daß man die Tiere in unverständiger Weise reizt —, so kommen doch derartige unangenehme Verletzungen hin und wieder vor. Unter Umständen können sie sogar gefährlich werden, wie folgender Vorfall zeigt, über den kürzlich in der „Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift" berichtet wurde. Hierbei war jemand von eine Wespe in die Zunge gestochen worden, die alsbald in unförmiger Weise anschwoll. Die Schwellung ergriff auch das Gesicht, die Lippen und seltsamerweise sogar die Augenlider. Das bedauernswerte Opfer vermochte kaum noch zu atmen, es drohte zu ersticken, und die behandelnden Ärzte glaubten schon, zu einem operativen Eingriff in die Luftröhre schreiten zu müssen. Dieser konnte jedoch vermieden werden, da die Schwellung überraschend schnell zurückging, nachdem man dem betreffenden Patienten fünf Raumzentimeter einer Kochsalzlösung in die Venen gespritzt hatte.

*

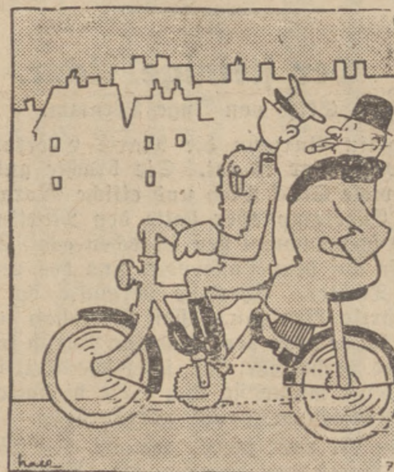
Konflikt in einer Spiritisten-Ehe.

Außerordentlich erheiternd wirkte auf die Zuhörer ein Scheidungsprozeß, der vor einem Newyorker Scheidungsrichter entschieden werden sollte. Mr. George Bragens wollte sich von seiner Frau scheiden lassen. Als Grund gab er an, daß — wie sich erst jetzt herausgestellt habe, seine Frau schon früher einmal verheiratet gewesen sei. Sie habe ihm das vor der Ehe vorsätzlich verschwiegen. Mr. Bagens glaubt, von seiner Frau bereits als Bräutigam unbedingte Offenheit verlangen zu können, und forderte jetzt, daß die Ehe mit seiner Frau für ungültig erklärt würde. Diesen Antrag hat der Richter mit einer merkwürdigen Begründung abgelehnt. Der Ehemann wäre im Recht, sagte er — wenn nicht er sowohl wie seine Frau überzeugte Spiritisten wären. Allerdings sollten sich Brautleute vor der Ehe über ihre Vergangenheit unterrichten — aber nicht Spiritisten, bei ihnen wäre das doch völlig überflüssig. Menschen, die sich jahrelang mit der Kunst des Gedankenlesens beschäftigt haben und durch andere wie durch Glas hindurchsehen, brauchten sich wirklich keine Geständnisse zu machen. Man müßte da annehmen, daß jeder den andern sofort selbst durchschaut. Es scheint also danach mit den spiritistischen Fähigkeiten der Eheleute Bragens nicht besonders weit her gewesen zu sein. Die Ehe wurde nicht geschieden, die Gründe als unzureichend abgelehnt.



Lustige Ecke





Trotz Krise hat Direktor Wechselstrom seinen Chauffeur nicht entlassen wollen.

*



„Nanu, hast du dir einen Vollbart stehen lassen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.